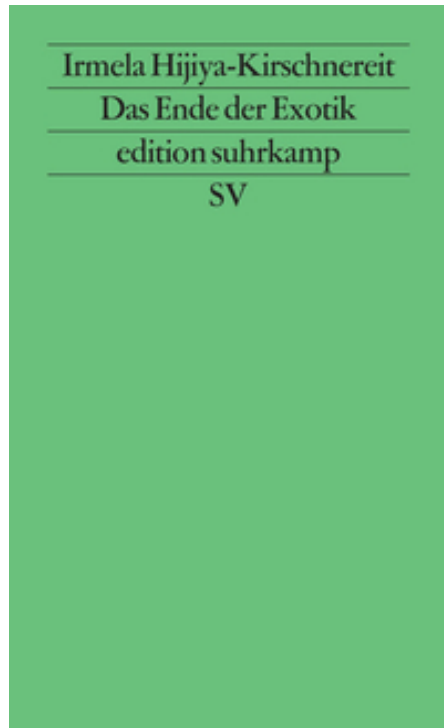


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hijiya-Kirschner, Irmela
Das Ende der Exotik

Zur japanischen Kultur und Gesellschaft der Gegenwart

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 1466
978-3-518-11466-7

es 1466
edition suhrkamp
Neue Folge Band 466

Als bisher einzigem nichtwestlichem Land, das zu den führenden Industrienationen zählt, gilt dem modernen Japan nach wie vor besondere Neugier. Diese ist begründet in dessen Fremdheit – zumal bei uns immer noch erstaunlich wenig über die Voraussetzungen und Erscheinungsformen der gegenwärtigen japanischen Gesellschaft bekannt ist.

Das mit dem Titel benannte Programm der im vorliegenden Band versammelten Essays ist es, eine neue Sicht auf Japan zu erproben – einen nicht mehr exotisierenden Blick, der die Zeitgenossenschaft nicht verleugnet und dennoch das Fremde als Fremdes bestehen läßt. Dabei werden ebenso naheliegende wie irritierende Fragen, etwa nach dem Selbstverständnis der Geschlechter, der Rolle der Werbung oder dem Bild des Schriftstellers, behandelt.

Irmela Hijiya-Kirschner ist o. Professorin für Japanologie an der Universität Trier.

Irmela Hijiya-Kirschner
Das Ende der Exotik

*Zur japanischen Kultur
und Gesellschaft der Gegenwart*

Suhrkamp

3. Auflage 2015

Erste Auflage 1988

edition suhrkamp 1466

Neue Folge Band 466

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1988

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-11466-7

Inhalt

Einleitung: Vom Nutzen der Exotik 7

I. Sprache und Gesellschaft

»Frau-Sprechen« und *onna-kotoba*: Vorläufige Bemerkungen zum Thema »Sprache und Geschlecht« am Beispiel Japans 27

Flugmetapher und Frauenemanzipation. Beobachtungen zum Sprachgebrauch in den japanischen Massenmedien 44

Sprache und Nation. Zur aktuellen Diskussion um die sozialen Funktionen des Japanischen 62

II. Zum Selbstverständnis des Individuums in Japan

Der männliche Chauvinismus der Japanerinnen. Eine kleine Dokumentation 99

Qualen des Lebens – Quellen der Kunst. Zur gesellschaftlichen Funktion eines zentralen literarischen Genres der Gegenwart 119

III. Probleme transkulturellen Verstehens

Vexierspiegel – einander gegenübergestellt. Zum Japanbild in neueren deutschsprachigen Publikationen und zur japanischen Perspektive 139

Japanischer Eurozentrismus, europäischer Relativismus und einige Konsequenzen 193

Schlußbetrachtung: Die Insel der Seligen, umbrandet, bewölkt 212

Drucknachweise 222

Einleitung

Vom Nutzen der Exotik

Du schienst mir putzig, schienst
ein Ding zum Lachen,
Doch ernst, o Japan, ernst nahm
ich dich nie.

O. J. Bierbaum *Europa an Japan* (1906)¹

Als »Land, das Zuneigung und Entsetzen gleichermaßen zu wecken geeignet ist«, erscheint Japan nicht selten denjenigen, die sich ihm aufrichtig und aufgeschlossen nähern. Der da seinen Kulturschock in einem privaten Brief so treffend-präzis formulierte, ist übrigens ein Japanologe, der nach vielen Jahren wissenschaftlich-theoretischer Beschäftigung erstmals mit seinem Gegenstand in direkten, physischen Kontakt kam und dem der Japanaufenthalt zu einem elementaren Ereignis geriet, das ihn »mehr über die *conditio humana* lehrte als manch philosophischer Wälzer«.

Vielleicht, so steht zu vermuten, ist Japan uns gerade deshalb so fremd, weil es uns als moderne Industriegesellschaft so zugänglich erscheint. Die Vertrautheit der Bilder vom Großstadttaltag, von Konsumerwartungen und Bürgerglück, demokratischen Institutionen und technologischer Avantgarde zieht uns in ihren Bann, und vorbei sind die Zeiten, da uns die nach wie vor lebendigen Elemente traditioneller Lebensformen in der Gegenwart, seien es Kleidung, Wohnstil oder die auf den ersten Blick so auffällig fremden sozialen Umgangsformen in vorsichtiger Dosierung nahegebracht werden mußten, um die Vorstellungskraft des durchschnittlichen Mitteleuropäers nicht zu überstrapazieren. Seit »Futon«, »Töfu« oder »Sushi« zum naturalisierten Wortschatz des Deutschen zählen und seit, wie die Geschichte des Wohnens in den siebziger und achtziger Jahren zeigt, zuvor als »exotisch« empfundene Verhaltensformen wie das Sitzen auf dem Boden oder das Ablegen der Schuhe hierzulande nicht nur denkbar, sondern sogar mit einem gewissen snobistischen Prestige versehen sind, spätestens jetzt also ist der Abschied vom konventionellen Bild des ach-so-fremden »fernöstlichen Inselreichs« augenfällig. Bei dem,

¹ Zitiert nach Ingrid Schuster: *China und Japan in der deutschen Literatur 1890–1925*; Bern 1977, S. 64.

was fortschrittliche Mitteleuropäer mittlerweile als harmlose und oberflächliche Differenzen im Alltag ausmachen, auch wenn sie uns zunächst vor praktische Schwierigkeiten stellen mögen wie das Essen mit Stäbchen oder das korrekte Verbeugen statt des Händedrucks, halten wir uns nicht übermäßig lang auf. Diese Form der Fremdheit fällt uns nicht mehr schwer zu akzeptieren. Und doch – wie lange haben wir, hat unsere Gesellschaft und Kultur mit diesem Bild von Japan als dem ganz anderen gelebt!

Die abendländischen Karten aus dem Mittelalter stellen oftmals die Welt so dar, als schaue man von Gibraltar, dem westlichsten Punkt der bekannten Landmasse, gen Osten. Dort, am entgegengesetzten Pol, wurde das Paradies vermutet. Über der Welt thront, der vertikal geschichteten Weltrangordnung des Mittelalters entsprechend, die Gottesfigur, die damit zugleich die theologischen Implikationen dieser Beschreibung des geographischen Raums offensichtlich werden läßt, und aufgrund der »Östung« nimmt der extreme Orient auf diesen Weltkarten den gottnächsten Platz ganz oben ein.² So lag es nahe, daß Marco Polo, als er von einem Inselreich namens Zipangu vor der Küste Cathays hörte, dieses in den Farben des Paradieses schilderte.³ Die Unvergleichlichkeit Japans wird hinfort in den Beschreibungen dieses Landes zur stehenden Wendung, zum Topos, dem wir bereits in der deutschen Version des staatenkundlichen Handbuchs von Giovanni Botero aus dem Jahre 1596 begegnen:

»Als Giapon wirdt genennt ein wunder grosse weite / darinnen viel unterschiedliche Insel begriffen werden: gleich wie nun die diejenigen / so zu reden / an einem besondern ort der Welt gelegen / also sind sie auch von Völkern bewohnt / die *den andern allen* / an sitten / weiß und gebrauch gantz und gar ungleich sind.«⁴

Das Paradies suchten (und fanden) dann in Japan zahllose westliche Reisende seit der Öffnung des Landes um die Mitte des 19. Jahrhunderts, und in ihren Berichten scheinen all die Attribuierungen und Muster auf, die uns auch heute noch vertraut sind: »Alles scheint elfenhaft – denn alles und jedes ist klein, wundersam und mysteriös«, so beschreibt etwa der 1904 in Japan verstorbene

² Vgl. Harald Kleinschmidt: *Japan im Welt- und Geschichtsbild der Europäer. Bemerkungen zu europäischen Weltgeschichtsdarstellungen vornehmlich des 16. bis 18. Jahrhunderts*, in: *Bochumer Jahrbuch zur Ostasienforschung*, Band 3 (1980), S. 132–207.

³ Ebd. S. 136.

⁴ Zitiert nach ebd., S. 144, Hervorhebungen von I. H.-K.

Lafcadio Hearn, aus dessen Schriften der Japonismus in Europa und Nordamerika schöpfte, seinen ersten Eindruck von Japan.⁵ Und Bernhard Kellermann kleidet 1910 seine Erlebnisse unmittelbar nach seiner Ankunft – als erstes landet er in einem Teehaus – in auffallend ähnliche Worte: »Alles war so klein, so zierlich, unwirklich und fremd«. ⁶ »Hätte Milton wohl auch dann noch vom verlorenen Paradiese gesprochen, wenn er dich, seliges Land, gekannt hätte« – fragt sich ein anderer deutscher Autor.⁷

In der idyllischen Landschaft, wahrgenommen durch den Filter der bereits bekannten bildlichen Darstellungen japanischer Künstler – »jene charakteristischen Baumsilhouetten, wie die Japaner sie mit ein paar Pinselstrichen hintuschen«⁸ –, in den »kindlichen«, »naiven«, »sonnig-heiteren« Menschen, ja selbst noch im »Klang- und Wortcharakter« ihrer Sprache offenbaren sich paradiesische Züge:

»Man halte gegen *Blume* das japanischste aller Wörter, *hana*, gegen *Farbe* *iro*, gegen *Kirsche* *sakura*, man vergleiche *Frühling* mit *haru* und *aki* mit *Herbst*! Diese Worte sind so unerreichbar echt und richtig, sind gerade so hingehaucht, wie ihr Gegenstand geschaut ist, daß man meinen könnte, die sichtbare Erscheinung selbst sei hier Klang geworden. . . . In ihnen liegt kindliche Unschuld, frohe Heiterkeit und zugleich ein zarter Hauch von Wehmüt.«⁹

Gewiß, die frühen Japanbeschreibungen enthalten zuweilen auch kritische Töne. Man spricht von Japanern in Kontrasten: »Viel Lebhaftigkeit, Intelligenz und Talent, wenig Prinzip und kein

5 Lafcadio Hearn: *Das Japanbuch*, Frankfurt/M. (26.–35. Tsd.) 1921, S. 17.

6 Bernhard Kellermann: *Ein Spaziergang in Japan*, Berlin (24.–28. Tsd.) 1924, S. 12.

7 Hans Anna Haunhorst: *Das Lächeln Japans*, Leipzig 1937, S. 50. Der Autor war von 1909–1911 Attaché an der deutschen Botschaft Tōkyō. Auch Kellermann, dessen Buch erstmals 1910 erschien, beschreibt Erlebnisse aus dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts.

8 Kellermann, a. a. O., S. 5. Vgl. etwa auch Arthur Holitschers ersten Eindruck von japanischer Landschaft: »... mit einer dünnen Kette schräg wie hingeweht getuschter Föhren; ... der Hügel selber ist nur in der Kontur erkennbar, schwärzlich und schwach einem durchsichtig grauen Hintergrund auflasiert. Luft geht durch den Hügel durch. ...«, zitiert bei Detlev Schauwecker: *Der Fuji-san in der deutschen Literatur*, in: *Klischee und Wirklichkeit japanischer Kultur. Beiträge zur Literatur und Philosophie in Japan und zum Japanbild in der deutschsprachigen Literatur. Festschrift für Toshinori Kanokogi*, hg. v. Gregor Paul, Frankfurt/M., Bern, New York, Paris 1987, S. 99–124, hier S. 101.

9 Wilhelm Gundert: *Die japanische Literatur*, in: *Handbuch der Literaturwissenschaft*, hg. v. Oskar Walzel, Wildpark-Potsdam 1929, S. 5.

Charakter«¹⁰, und als Japan im Jahre 1905 dann mit Rußland eine europäische Großmacht bezwingt, löst dies im Westen einen Schock aus. »Mit Japans Triumph beginnt eine völlig neue Epoche der ganzen internationalen Kultur«, schreibt Richard Dehmel am 30. Mai 1905 in sein Tagebuch.¹¹ Das Land ist nicht mehr nur Sehnsuchtsgefilde der Kunstliebhaber und Verehrer der »weiblichen« Qualitäten des Lieblichen und Zarten, sondern es beeindruckt auch durch martialische Männlichkeit, symbolisiert etwa durch den »mächtigen«, »stolzen Berg« Fuji.¹²

»Zauber der Anmut und Lieblichkeit . . . im Gegensatz zu großer Wildheit« – in diesen Kontrasten faßt nicht nur, wie seinerzeit der Geologe und Archäologe F. von Richthofen, die Natur der japanischen Inseln¹³, sondern sie bilden gleichsam eine Schablone, ein Kategoriengerüst, mit dem man die divergierenden Eindrücke aus diesem Land zu ordnen versucht.

Doch gleich, ob man sich aus Furcht vor einer »gelben Gefahr« abwehrend-kritisch mit Japan befaßte¹⁴ oder ob man in schwärmerischem Entzücken das »Land des Lächelns, Land der ausgeglichener Harmonie« pries¹⁵, es bleibt das Ferne und Exotische, das nur in jenen Ausschnitten wahrgenommen wird, die ins Bild einer solchen Fremde als Projektionsfläche eigener Wünsche und Ängste passen. Edward Said hat anhand des umfassenderen Orient-Begriffs gezeigt, wie sehr das abendländische Bild von dieser Region den eigenen Bedürfnissen entsprechend gestaltet worden ist.¹⁶ Der Orient wie auch einzelne seiner Länder wurden so zum Brennpunkt einer »Sammlung von Träumen, Bildern und Vokabular«, in denen wir über sie verfügen¹⁷, und gerade seine Ferne,

10 Johann Justus Bousquet: *Le Japon de nos jours*, Paris 1877; zitiert nach F. Rein: *Japan*, 1. Band, Leipzig 1905, S. 547.

11 Zitiert nach Schuster, a. a. O., S. 29.

12 Man vergleiche z. B. die Beschreibung dieses Bergs im 1913 erschienen Reisebericht Arthur Neustadts u. a. m., zitiert bei Schauwecker, a. a. O., S. 115.

13 Vgl. Schauwecker, a. a. O. S. 112, dem auch das Zitat entnommen ist.

14 Vgl. hierzu etwa die aufschlußreichen Textbelege, die Regine Mathias-Pauer anführt in ihrem Beitrag: *Deutsche Meinungen zu Japan – Von der Reichsgründung bis zum Dritten Reich*, in: *Deutschland – Japan: Historische Kontakte*, hg. v. Josef Kreiner, Bonn 1984, S. 115–140.

15 Haunhorst, a. a. O., S. 11.

16 Edward Said: *Orientalismus*, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1981. Vgl. hierzu auch den letzten Beitrag dieses Bandes: *Japanischer Eurozentrismus, europäischer Relativismus und einige Konsequenzen*.

17 Said, a. a. O., S. 86.

erst recht die Entfernung des »extremen Orients«, bietet sich zur Exotisierung, einem wesentlichen Verfahren des Orientalismus im Saidschen Sinne, an.

Das Exotisieren besteht zunächst einmal in der Betonung der Distanz zum Fremden, das zum »ganz anderen« stilisiert wird, oftmals auch, im Zeichen der abendländischen Zivilisationsflucht des ausgehenden 19. Jahrhunderts, zum unverdorbenen Ursprünglichen. Die Begegnung mit Japan wird so zur »Reise in den Urzustand«.¹⁸ Auch deshalb wohl die vielen Paradiesmetaphern und regressiven Träume in den Japanbeschreibungen der Reisenden und »Japankenner«! Nicht von ungefähr wird Japan darüber hinaus häufig zusätzlich entrückt: Es ist das von der Berührung mit dem korrumpierenden Westen noch unverdorbene »Altjapan«, dem die tiefe Bewunderung Lafcadio Hearn und die hymnische Idealisierung anderer gilt. Ein geradezu tragischer Gedanke insofern, da ja ihre Anwesenheit selbst schon das in sich trägt, vor dem sie ihr hehres und eben doch unerreichbar fernes Japan bewahrt sehen möchten – den »brutalen Europäergeist«¹⁹ und den »haßerfüllten Lärm eines Europäertages«.²⁰ Bernhard Kellermann findet im Epilog seines Japanbuches dafür ein eigentümliches Bild. Er schildert eine Theateraufführung, die er zum Abschied besucht, in der »zwei bärtige, wilde Männer in Kostümen von unheimlicher Pracht« auftreten:

»Auf der Bühne stand ein unscheinbarer alter Tempel, und vor ihm kämpften sie einander mit langen riesenhaften Keulen. Während der Kampf wilder und wilder tobte, begann es zu schneien, es schneite und schneite, Massen von Schnee stürzten vom Himmel, die Rasenden verschleiernd, und zuletzt verschwanden sie ganz.

Mir schien das Stück wie ein Symbol: es war das alte Japan, und die Schneeflocken, die es zudeckten, waren die neuen Ideen, die vom Westen kamen, jede einzelne Flocke eine klare, kalte, nüchterne, europäische Idee.«²¹

18 Vgl. Wolfgang Reif: *Zivilisationsflucht und literarische Wunschräume. Der exotische Roman im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 1975, S. 36 ff.

19 Haunhorst, a. a. O., S. 72.

20 Haunhorst, a. a. O., S. 13.

21 Kellermann, a. a. O., S. 272. Die Sorge, daß westlicher Einfluß das »echte«, »alte« Japan zerstöre, findet sich geradezu leitmotivartig auch in den amerikanischen Reaktionen auf die japanischen Pavillons bei den Ausstellungen in Philadelphia 1876, New Orleans 1885, Chicago 1893 und St. Louis 1904, vgl. die Dokumentation von Neil Harris in: *Mutual Images: Essays in American-Japanese Relations*, hg. v. Akira Iriye, Cambridge, London 1975.

Sei es nun die »Zierlichkeit«, mit der fast alles Japanische attribuiert wird, die, wohl schon in der Nachfolge von Pierre Lotis *Madame Chrysanthème* (1887), zu einer Art Epitheton ornans der japanischen Frau avanciert²², sei es ganz allgemein die Unvergleichlichkeit als Charakteristikum, mit dem Japan entmaterialisiert und seiner Realität entkleidet wird, sei es die Vorstellung von Japans Mangel an Originalität²³ oder seien es andere uns vertraute Meinungsmuster²⁴ – es will schwerlich gelingen, den Rahmen der Exotisierung Japans zu verlassen, und dies, obgleich es nicht an kritischen Einwürfen fehlte, welche etwa die schwärmerische Verniedlichung Japans persiflierend aufs Korn nahmen. Zu diesen Kritikern zählen neben dem zu Beginn angeführten Otto Julius Bierbaum, dessen bitterer Sarkasmus sich gegen abendländischen Dünkel und Japans imperialistisch-militaristische »Fortschrittlichkeit« wendet, auch Arno Holz und Klabund, der die Hauptfigur seiner 1912 entstandenen Komödie *Hannibals Brautfahrt* sagen läßt:

»Wohin machen wir eigentlich unsere Hochzeitsreise? Ich denke Japan. Zu den Geishas. ... Es sind in der Tat berauschende Geschöpfe. Überhaupt dieses Japan: Das Hotelwesen steht auf einer einzigartigen Höhe. Es ist bei weitem weiter entwickelt als das europäische. In Japan mietet man sich das Zimmer inklusive Licht, Frühstück und Bedienung bei Tag und Nacht – Bedienung: weibliche natürlich, im schönsten Sinne des Wortes. Auch die Liebe ist inklusive.«²⁵

Und noch ein Beispiel, ein wohl bekannteres, für die satirische Belustigung über den Japan-Exotismus sei angeführt – Tucholskys »Chanson« von 1926, wobei auch hier die parodierten Elemente zugleich den Nutzen der zum fremden Reizobjekt ohne Realitätsgehalt stilisierten Welt für die hiesigen Schwärmer zu erkennen geben:

Da ist ein Land – ein ganz kleines Land –
Japan heißt es mit Namen.
Zierlich die Häuser und zierlich der Strand,
zierlich die Liliputdamen.
Bäume so groß wie Radieschen im Mai.
Turm der Pagode so hoch wie ein Ei –

22 Vgl. Schauwecker, a. a. O., S. 102, sowie Reif, a. a. O., S. 38.

23 Textbeispiele etwa bei Mathias-Pauer, a. a. O. sowie weiter unten.

24 Vgl. hierzu auch den Beitrag dieses Bandes: *Vexierspiegel – einander gegenübergestellt*, S. 139 ff.

25 Zitiert nach Schuster, a. a. O., S. 82.

Hügel und Berg
 klein wie ein Zwerg.
 Trippeln die zarten Gestalten im Moos,
 fragt man sich: Was mag das sein?
 In Europa ist alles so groß, so groß –
 und in Japan ist alles so klein!²⁶

Das unwirkliche Liliputreich sinnlicher Freuden, in dem der »junge Matrose« in den folgenden Strophen mit seiner »Geisha« lustwandelt – »Abendland – Morgenland – Mund an Mund – / welch ein natürlicher Völkerschaftsbund!« – ist nur die bis in unsere Tage wohl bekannteste Variante des Bildes von Japan als dem »ganz anderen«.

Japanische Selbstexotisierung

Doch wie können wir hoffen, den Exotisierungen auf Dauer zu entsagen, wenn Japan selbst sie noch zu fördern scheint? Hier nämlich ist von der zunächst erstaunlichen Beobachtung zu berichten, daß Ablehnung und Kritik angesichts einer exotistischen Außensicht des eigenen Landes durchaus nicht die Regel sind. Vielmehr hat man sich mit ihr anscheinend wohnlich eingerichtet, denn sie bietet auch den solcherart Exotisierten unbestreitbare Vorteile. Als »ganz anders« und unvergleichlich eingestuft zu werden, stimuliert nicht nur das nationale Selbstwertgefühl, sondern verschafft auch Freiräume.

Inselvölker tendieren bekanntlich dazu, die Differenzen zwischen sich und anderen zu überbetonen. Dabei rührt die Motivation zu der extensiven Selbstbespiegelung und -befragung der Japaner im Vergleich mit anderen Nationen nach Ansicht des Psychologen Minami Hiroshi psychohistorisch gesehen von der hierarchisch gegliederten Ständegesellschaft der Tokugawa-Zeit her, die ein ständiges Eintaxieren der eigenen Erscheinung in den Augen der anderen erforderlich machte.²⁷ Eine Folge dieser Tendenz ist die Flut von populären wissenschaftlichen oder pseudowissen-

²⁶ Kurt Tucholsky: *Gesammelte Werke*, Bd. II (1925–28), hg. v. Mary Gerold-Tucholsky u. Fritz Raddatz, Reinbek 1960, S. 553.

²⁷ Minami Hiroshi: *Nihonteki jiga*. Tōkyō 1983, S. 96. Die Vornamen werden in der in Japan üblichen Reihenfolge unter Voranstellung des Familiennamens angeführt. Ausnahmen von dieser Regel ergeben sich bei Zitierung von Übersetzungen in westliche Sprachen.

schaftlichen Publikationen zum japanischen »Volkscharakter« oder anderen japanischen Spezifika, die inzwischen unter der Bezeichnung »*Nihonron*« (Japandiskurse) bzw. »*Nihonjinron*« (Japanertheorien, -diskurse) ein regelrechtes Genre bilden und als solches auch das Interesse der westlichen Japanforschung auf sich zogen.²⁸ Zu Recht, sollte man meinen, denn diese sagen, wie so oft, indirekt mehr über ihren Gegenstand aus als die Theorien und Thesen, die ihre Seiten füllen. Weshalb etwa eine neurophysiologische Studie von Tsunoda Tadanobu über »Das Gehirn der Japaner«²⁹ in den späten siebziger Jahren zum Bestseller werden konnte, wird einsichtig, wenn man die zentrale Absicht erkennt, ein für Japaner spezifisches Lateralisierungsmuster nachzuweisen, aus dem wiederum weitreichende Konsequenzen gezogen werden. Dazu ein Beispiel, das uns zugleich vor Augen führt, wie selbst die über Japan im Westen kursierenden Negativstereotypen in diesen »Japanertheorien« nicht nur übernommen werden, sondern sogar zum Zwecke nationaler Selbstbestätigung selbst noch positive Umwertungen erfahren können. Es geht um die bereits erwähnte Standardmeinung, Japanern mangle es an Originalität. Zur Literatur etwa wußte Adolf Fischer 1897 zu berichten: »Der Japaner betrachtet die Poesie mehr als das Produkt einer Zeit, als das eines Individuums, und zwar mit Recht, da hier meist einer vom andern abschreibt.«³⁰ Bei Tsunoda würde Fischer sein absurdes Urteil nun noch gar bestätigt finden, denn dieser geht ebenfalls wie selbstverständlich davon aus, daß japanische Schriftsteller und Denker unoriginell und unproduktiv seien. Den Grund dafür sieht er allerdings in einem Faktum, das 1897 gerade erst begann, eine Rolle zu spielen: Japanische Autoren, so meint Tsunoda, mußten zu viel Ausländisches lesen und hätten damit ihre linke Gehirnhälfte überlastet, so daß der kreativen rechten Hälfte kein Raum mehr zur Entfaltung blieb.³¹ Eine praktische Konsequenz aus dieser Beobachtung ist für Tsunoda dann die Forderung, Ja-

28 Vgl. hierzu insbesondere Ross Mouer, Yoshio Sugimoto: *Images of Japanese Society: A Study in the Structure of Social Reality*, London 1986, und Peter N. Dale: *The Myth of Japanese Uniqueness*, Oxford 1986.

29 *Nihonjin no nō*, Tōkyō 1978. 1985 erschien in Tōkyō eine englische Übersetzung: *The Japanese Brain, Uniqueness and Universality*.

30 Adolf Fischer: *Bilder aus Japan*, Berlin 1897, S. 389.

31 Vgl. Tsunoda, a. a. O. Eine Zusammenfassung dieser Thesen enthält auch der Aufsatz: *The Left Cerebral Hemisphere of the Brain and the Japanese Language*, in: *The Japan Foundation Newsletter* 6, 1 (1978), S. 3–7.

paner im internationalen Verkehr von der Notwendigkeit der Kommunikation in fremden Idiomen zu entlasten, indem das Japanische, etwa bei den Vereinten Nationen, zur offiziellen Sprache deklariert werden sollte. So sichert die mehr oder minder wissenschaftliche Forschung über nipponische Eigenheiten und Eigentümlichkeiten, seien sie ethnisch-physiologischer, kultureller, historisch-politischer oder sozialer Natur – zumeist sind es Kreuzungen aus mehreren Sparten³² – Japanern Nischen und Schutzzonen in einem Territorium der Unvergleichbarkeit.

Der Drang, sich von anderen Nationen abzusetzen und dabei ständig Hierarchisierungen vorzunehmen, führt im übrigen zu einem kuriosen »Weltmeisterdenken«, dem man auf Schritt und Tritt begegnet. Der amerikanische Japanologe Ezra Vogel, der sein Buch schlicht *Japan As Number One* betitelte, wußte sehr wohl um den unwiderstehlichen Reiz einer solchen Formel in einem Land, für das sein Buch angeblich gar nicht konzipiert worden war.³³ Das Hierarchiebewußtsein bedarf dabei noch nicht einmal unbedingt schmeichelhafter Feststellungen wie etwa der, Japan sei seit der Meiji-Restauration das »demokratischste Land der Welt«³⁴, es sei der perfekte Wohlfahrtsstaat³⁵, oder die Friedensbestrebungen fänden hier die auf der Welt verbreitetste Unterstützung durch die Bevölkerung.³⁶ Es sind offenbar auch noch weit

32 Zur Problematik der Tsunodaschen Forschung vgl. etwa die Rezension des Mediziners Makita Kiyoshi im *Journal of Japanese Studies* 5, 2 (1979), S. 439–449.

33 Ezra Vogel: *Japan as Number One: Lessons for Americans*, Cambridge, London 1979. Bereits nach eineinhalb Monaten waren von der japanischen Übersetzung des Buches über 200 000 Exemplare verkauft.

34 Yayama Tarō: *Kyōkasho o meguru shinbun kyōsōkyoku*, in: *Chūō kōron* 11/1982, S. 108–115. Dieser Artikel wurde ins Englische übersetzt, s.: *The Newspapers Conduct a Mad Rhapsody over the Textbook Issue*, in: *Journal of Japanese Studies* 9, 2 (1983), S. 301–316. Das Zitat lautet dort: »... I believe that there is no other nation in the world today that is more democratic, more equal in the distribution of wealth and more aware of the ideas of social equality than Japan.« (»... ich glaube, keine Nation der Welt ist heute demokratischer, in keinem ist der Reichtum gleichmäßiger verteilt, und nirgendwo ist das Gedankengut zur sozialen Gleichheit besser bekannt als in Japan.«) (ebd. S. 314). Die Zitate aus dem Englischen und Japanischen wurden, sofern nicht anders vermerkt, in größtmöglicher Nähe zum Original ohne stilistische Glättung ins Deutsche übersetzt.

35 Nakagawa Yatsushiro: *Nihon koso sekai ichi no fukushi chōtaikoku da* (Japan ist Super-Wohlfahrtsstaat Nr. 1 in der Welt), in: *Chūō kōron* 8/1978, S. 86–103, englische Übersetzung: *Japan, the Welfare Super-Power*, in: *Journal of Japanese Studies* 5, 1 (1979), S. 5–51.

36 Vgl. den Artikel über die Friedenskämpferin Ukita Hisako in: *Japan Quarterly* 29, 1 (1982), S. 93.

schwieriger zu belegende oder zu widerlegende Behauptungen wie etwa diejenige möglich, Japans Sprache sei die »lebendigste« der Welt (im Gegensatz zu den »halbtoten« Sprachen Deutsch und Französisch)³⁷, oder keine Kulturnation schätze wohl die eigene Landessprache so gering wie die Japaner³⁸, oder etwa, Japan habe die größte Schneehöhe in Relation zur Bevölkerungsdichte³⁹, oder es sei das »mißverstandenste« Land der Welt⁴⁰ – solange der erste Rang gesichert ist.

Aktuelles Anschauungsmaterial für japanische Selbstexotisierung, wobei auch deren praktische Dimension ins Blickfeld rückt, bieten etwa die jüngsten japanisch-amerikanischen Wirtschaftsverhandlungen. Als Grund für die angeblich sehr begrenzte Aufnahmefähigkeit des japanischen Marktes für Rindfleisch aus den USA führte der japanische Verhandlungspartner nicht nur religiöse Traditionen wie das buddhistische Tötungsverbot an, sondern laut *Asahi Shinbun* auch eine anatomische Besonderheit: Japaner hätten nämlich einen wesentlich längeren Darm als Amerikaner, und dies erlaube aus natürlichen Gründen keine Ausweitung des japanischen Fleischkonsums.⁴¹ Dieser Behauptung scheint schon am Folgetag ein Artikel in derselben Zeitung zu widersprechen, in dem von einem Rekordpreis von 100 000 Yen (etwa 1250 DM) für ein Kilo japanisches Rindfleisch besonderer Qualität berichtet wird.⁴² In unserem Zusammenhang geht es jedoch nicht um die Prüfung des Realitätsgehalts dieser Aussage, sondern allein um die Vorführung eines Argumentationsmusters, das je nach Kontext und Opportunität im Reden über Japan aus der Innen- wie aus der Außenperspektive einen festen Platz einnimmt.

37 Ikeda Yasaburō: *Nihongo-tte, konran shiteru yō demo jitsu ni seimeiryoku ni afure ikiiki shite iru* (Das Japanische mag chaotisch aussehen, aber in Wirklichkeit strömt es über vor lebendiger Vitalität. Interview), in: *Shūkan yomiuri* 48, 25. 11. 1979, S. 58–62, hier S. 60.

38 Der Rezensent der *Kyōto shinbun* anlässlich des Erscheinens von Suzuki Takaos Buch *Tozasareta gengo: Nihongo no sekai* (Eine verschlossene Sprache – Die Welt des Japanischen), vgl. die Kolumne Shinkanshō, *Kyōto shinbun* v. 31. 3. 1975.

39 Vgl. den Essay über den japanischen Winter in: *Japan Quarterly* 29, 1 (1982), S. 89.

40 So der Titel eines Buches von »Maurie« Kaoru Kobayashi: *Japan – The Most Misunderstood Country*, Tokyo 1984.

41 Vgl. den Bericht in der *Asahi Shinbun* vom 19. 12. 1987, S. 9: *Nihonjin wa chō ga nagaku, nikushoku ni wa fumuki* (Der lange Darm der Japaner, ungeeignet zum Fleischverzehr).

42 Vgl. *Asahi Shinbun* v. 20. 12. 1987, S. 23.

Sprache als Bollwerk, als Waffe, als Schatz

Die Unzugänglichkeit Japans wird auch heute noch vielfach mit der Verslossenheit seiner Sprachkultur begründet, und die zum festen Bestandteil jedes Vorschlagskatalogs für die Verbesserung der Japankontakte zählende Mahnung, man möge sich die Sprache aneignen, klingt uns nachgerade wie eine altbekannte Litanei in den Ohren, zumal, seitdem japanische Wirtschaftsstrategen und Politiker mangelnde Sprachkenntnisse westlicherseits für die unausgeglichene Handelsbilanz verantwortlich machen. Im Verhältnis der Japaner zu ihrer Sprache spiegelt sich die Entwicklung eines nationalen Selbstbewußtseins, und es erscheint bezeichnend, daß ein beträchtlicher Anteil der in den siebziger Jahren anschwellenden Flut populärer »Japanerdiskurse« aus Abhandlungen zur japanischen Sprache besteht, welche die nationale Identität über die Sprache, ihre Geschichte und ihre strukturellen Besonderheiten zu vermitteln versuchen. Diesem Themenkomplex ist der Beitrag *Sprache und Nation* im vorliegenden Band gewidmet. Nicht zu Unrecht bezeichnet der amerikanische Japanologe und Linguist Roy A. Miller die Sprache als *den* modernen Mythos des heutigen Japan.⁴³ Die jüngste Entwicklung zeigt überdies, daß das Thema keinesfalls an Bedeutung verloren hat, sondern weiterhin mit großer Intensität diskutiert wird.

Das Verhältnis zur eigenen Sprache ist dabei durchaus ambivalent; denn obgleich man einerseits die mangelnde Bereitschaft von Ausländern beklagt, sich der Mühen des Japanischlernens zu unterziehen, fühlt man sich von denjenigen, die das Japanische als Nichtjapaner beherrschen, auf mysteriöse Weise bedroht. Die Sprache erscheint überdies manchen Intellektuellen als letzte Bastion, als Territorium, das es gegen eine Invasion von Nicht-Muttersprachlern zu verteidigen gelte. Selbst die Tatsache, daß internationale Japanologenkongresse auf Japanisch abgehalten werden und dabei Nichtjapaner untereinander japanisch kommunizieren, ist Anlaß zu öffentlichen Bekundungen der Irritation.⁴⁴ Einerseits setzt man dabei auf eine offensive Sprachpolitik gegen-

⁴³ Vgl. Roy A. Miller: *Japan's Modern Myth. The Language And Beyond*, New York, Tōkyō 1982.

⁴⁴ Vgl. etwa die Gesprächsrunde mit bekannten Wissenschaftlern im Themenheft der Zeitschrift *Kokusai Kōryū* Nr. 41: *Kokusaika suru Nihongo no zahyōjiku* (Das Japanische im Koordinatensystem seiner Internationalisierung), S. 2–29, besonders S. 8ff.

über dem Ausland – der u.a. von dem Soziolinguisten Suzuki Takao verfochtene Gedanke der »Sprache als Waffe«⁴⁵, als Mittel zur Selbstbehauptung im Überlebenskampf der Nationen, findet sich in verschiedenen Transformationen in der öffentlichen Meinung wieder. Andererseits aber fürchtet man um die Reinheit und Unversehrtheit des Japanischen angesichts von Ausländern, deren Bemühungen um die Aneignung seines Regelwerks bereits als unbefugter Eingriff in das Sprachleben verstanden werden. Das Japanische erscheint hier gleichsam als Substanz, die sich nur begrenzt teilen läßt, oder als Flüssigkeit, die sich bei allzu großer Verdünnung ganz verflüchtigt, als ein Besitztum jedenfalls, das es vor dem Zugriff von Fremden zu schützen gelte. Die Diskussion um diese Fragen wird – und dies darf nicht verschwiegen werden – in Japan durchaus kontrovers geführt, und das facettenreiche Meinungsbild fördert unweigerlich auch die divergierenden geistig-ideologischen Grundannahmen zutage.⁴⁶ Am Thema der Sprache kristallisieren sich repräsentative Grundmuster und Werteinstellungen der japanischen Gesellschaft der Gegenwart heraus.

Die Ungleichzeitigkeit des Gleichen

Während das Thema der Sprache gegenwärtig als Gegenstand der öffentlichen Debatte in unserem Kulturkreis geringere Aufmerksamkeit beansprucht, ist die Frage nach den Funktionen des Weiblichen in der Kultur mitsamt der Kontroverse um die Stellung der Frau ein beiden Gesellschaften gemeinsamer Stoff, wobei die Diskussion in Japan ihre Impulse aus dem Westen bezog. Der gemeinsame Kontext, die Parallelität der Fragestellungen und Argumente verdeckt jedoch nicht die Differenz, und auch hier ist es gerade das Verbindende der Zeitgenossenschaft, welches die Kontraste in den Werthaltungen und den Problemlösungsstrategien ausleuchtet, die aus einem anderen Menschenbild resultieren. Dabei wäre es so naiv wie überheblich, etwa *das* japanische Menschenbild aus den

45 So der Titel seines 1985 erschienenen Buches: *Buki to shite no kotoba: Chanoma no kokusai jōhōgaku*, Tōkyō.

46 Der bereits angeführten Zeitschrift *Kokusai Kōryū*, herausgegeben von der Japan Foundation, Tōkyō, gebührt das Verdienst, in zwei Sondernummern (Nr. 41, April 1986 und Nr. 45, Dez. 1987) die gesamte Breite des Meinungsspektrums präsentiert zu haben. Weitere Literaturangaben vgl. S. 93–96 dieses Bandes.

Gesprächsbeiträgen herausfiltern zu wollen, um es als handlich zurechtgestutzten Extrakt einem ebenso willkürlich simplifizierten »westlichen« gegenüberzustellen. Weshalb sollte die Meinungsvielfalt, das Spektrum der Denkmodelle in Japan geringer sein als hierzulande? Andererseits hebt man im Blick auf seine Kulturgeschichte doch gern die ausgeprägte Tendenz zur Assimilierung heterogener Elemente und seinen religiösen Synkretismus hervor! Statt die Komplexität der Erscheinungen vorschnell zu reduzieren, setzen die hier versammelten Beiträge es sich zur Aufgabe, das Vorgefundene zu beobachten und zu beschreiben. Beim Ordnen der registrierten Eindrücke ergeben sich dann jedoch gewisse Bündelungen, man erkennt Argumentationslinien, die mit bestimmten Werthaltungen korrespondieren. Um dies am Beispiel der »Frauenfrage« zu erläutern: Die gesetzgeberischen Maßnahmen zur Gleichstellung der Frau fußen u.a. auf einem egalitären Menschenbild ursprünglich abendländischer Provenienz, auch wenn, wie neuere Studien westlicher Soziologen hervorheben, arbeitsmarktpolitische Erwägungen diesem Gesetzeswerk einen kräftigen Schub in Richtung Realisierung verliehen haben mögen.⁴⁷

In der innerjapanischen Debatte werden folglich auch Argumentationen laut, welche die kulturelle Eigenständigkeit des Landes durch das Gleichstellungsgesetz gefährdet sehen. Besonders radikal formuliert es die Philosophieprofessorin Hasegawa Michiko im Titel eines ihrer zahlreichen Beiträge zum Thema *Das Gesetz zur Gleichstellung der Frau auf dem Arbeitsmarkt zerstört das kulturelle Ökosystem*.⁴⁸ Die Ausdifferenzierung der Geschlechterrollen sieht sie als Ausdruck einer komplexen kulturellen Entwicklung, die zugleich die Basis des sozialen Miteinanders in der modernen japanischen Industriegesellschaft bilde. Unter Berufung auf westliche Ethnologen und östliche Philosophen plädiert

47 Vgl. etwa Claudia Weber-Deutschmann: *Erwerbstätigkeit – für Japanerinnen noch immer ein Dasein zweiter Wahl: Was bringt das japanische Gleichstellungsgesetz den erwerbstätigen Frauen?*, in: *Vom Stereotyp zur Wirklichkeit. Japans Frauen heute*, hg. v. Ruth Linhart und Fleur Wöss, Wien: Literas 1988.

48 »*Danjo koyō byōdō hō*« *wa bunka no seitaikei o hakai suru*, in: *Chūō Kōron* 5/1984, S. 78–87, deutsche Übersetzung in: *Kagami NF X*, 2/3 1983 (Erscheinungsdatum Mai 1986), S. 85–97. Ein weiterer Essay der Autorin aus der Oktobernummer 1984 der Zeitschrift *Chūō Kōron* ist in gekürzter englischer Übersetzung nachzulesen: *Equal Opportunity Legislation Is Unnecessary*, in: *Japan Echo* XI, 4, 1984, S. 55–58.

Hasegawa für ein »kulturadäquates« gesetzliches Rahmenwerk, das sich nicht dem ihrer Ansicht nach von außen oktroyierten Gleichheitsdiktat beuge.

Hasegawas Bemühen um eine theoretische Fundierung entspricht auf der Ebene des sozialen Alltags die spontane Abwehr gegenüber öffentlicher Kritik an der Frauendiskriminierung, wie sie uns etwa ein Leserbrief aus der Mainichi Shinbun unter der nicht etwa zynischen Überschrift »Auch die Geschlechterdiskriminierung macht Spaß« vorführt.⁴⁹ Die Verfasserin, eine 52jährige Hausfrau, nimmt Bezug auf einen kritischen Erfahrungsbericht und stellt diesem einen Abriß ihrer eigenen weiblichen Sozialisation gegenüber. Auch sie habe anfangs gegen die ungleichen Chancen von Männern und Frauen emotional rebelliert, Ehemann und Kinder aber hätten von ihr die Auslöschung des eigenen Ich verlangt, und für das geduldige Ertragen sei sie nun mit dem erfolgreichen Abschluß der Kindererziehung reichlich entlohnt. In den letzten Jahren habe sie sich unter dem Vorwand der Wechseljahre allerdings gehenlassen und käme sich nun häßlich und wertlos vor. Vielleicht wäre es doch reizvoller, darauf zu bestehen, daß »gerade die Geschlechterdiskriminierung Spaß macht«.

Das Relief dieser weiblichen Karriere wie auch seine subjektive Darstellung und Einschätzung gleicht im wesentlichen dem uns bekannten konventionellen Hausfrauen-und-Mutter-Ideal, während die Diktion – das »Abtöten des Ich«, das »Ertragen« und die zugespitzte Schlußfolgerung mit den masochistischen Untertönen – auf spezifische japanische Wertsetzungen verweist.

Es ist andererseits denkbar, daß in Japan weibliche Lebenspraxis einen hohen Grad an Emanzipation vorweist, der ebenfalls nicht aus der Verinnerlichung westlich-abendländischer Konzepte, sondern aus der konsequenten Verfolgung traditionalistischer Vorstellungen von der Frau als Dienerin der Familie erwachsen sein kann. Die dynamische Geschäftsfrau etwa, die das Familienunternehmen zu wirtschaftlichem Erfolg führt, findet Anerkennung als tüchtige Helferin in einer ihr angestammten Rolle.⁵⁰ Mit einer einfachen Übertragung unserer Vorstellungen von »traditionell«

⁴⁹ *Seisabetsu mo tanoshi* in der Spalte »Onna no kimochi« (Gefühle (sic) der Frau), *Mainichi Shinbun*, 9. 5. 1984.

⁵⁰ Vgl. dazu etwa den Beitrag von Mary Lou Maxson: *Women in Family Businesses*, in: *Woman in Changing Japan*, hg. v. Joyce Lebra, Joy Paulson, Elizabeth Powers, Stanford 1976, S. 89–106.